Misc. I, 157.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-652190-p0002-4

Die vier mahl vier Zeichen

oder

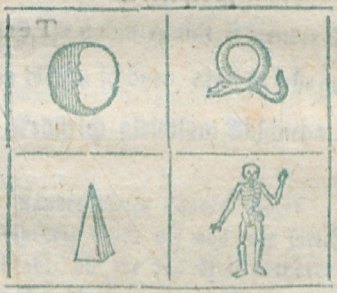
das Buch

über die

Krankheiten der Könige.

Ein Manuscript

in einer Chiffersprache gefunden, ins Hochteutsche übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen.



Viertes Quart.

Zu finden
in allen Europäischen Staaten und in der
Asiatischen Türkey.
1795.

O Demea, iſthuc eſt ſapere, non quod ante pedes modo eſt videre: ſed etiam illa, quae futura ſunt proſpicere.

Terent.

Da der berühmte Verfasser der Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich Avignon verließ, so nahm er mit folgender Weissagung von diesem schönen, aber so sehr gemisbrauchten Erdstrich gleichsam Abschied:

Ihr Räuber dieses Landes! höret
der Wahrheit Ruf, die aus mir spricht,
Euch droht die ihr das Volk bethöret
des Volkes blutiges Gericht!
Ich seh im Kreis von euern Bürgern
des Aufruhrs schwarze Fahne wehn.
Und eure Schafe — zu den Würgern,
Furcht zur Verzweiflung übergehn!

Und seh erstaunt wie jede Puppe
der Andacht in ihr Nichts versinkt,
wie nicht mehr die geweihte Schnuppe
der ew'gen Lampe sie umstinkt —
kein Kuttenträger mehr die Zofe
der heiligen Maria macht,
Und kein an eines Priesters Hofe
Gebildeter dieß Land bewacht.

Seh eure Heiligen zerstückeln,
seh die Legenden in dem Wind
zu edlern Stoffen sich entwickeln,
die eines Gottes würdig sind;
und seh entfernt wie aus dem Staube
die Tugend ihre Stirn erhebt,
und neue Hofnung, neuer Glaube
und neues Glück dieß Land belebt.

Und dann erst — möge Gott es wollen —
wird Ordnung und Natur gedeihn!
Die Wüsten werden Früchte zollen,
die öden Berge guten Wein,
gesundes Volk wird ungesegnet
im Schatten seiner Laube ruhn,
und ohne daß ihm Gott begegnet
doch redlich seine Arbeit thun.

Dann erst entsteigt den Finsternissen
des Glaubens die versteckte Flur;
Man wird von keinen Wundern wissen
als von den Wundern der Natur;
der Pilger wird sie nur im Reize
der Unschuld seines Mädchens sehn
und manch Kapellchen ohne Kreutze
wird seiner Andacht offen stehn!

Diese Reise geschah im Jahr 1785 bis 1786. Wer diese merkwürdige Weissagung liest und dann einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand jener Gegenden, die dieser vortrefliche Dichter bereiste, wirft, der wird gewiß nicht mehr zweifeln, daß es auch im neuen Testament noch wahrhafte Propheten-kinder gebe, auf welchen die Seherkraft, der Prophetengeist jener berühmten Männer ruht, die uns aus der jüdischen Geschichte bekannt sind. Der berühmte Verfasser dieses Meisterwerks sollte mehrere Gegenden bereisen; wahr-

scheinlich würden wir dann noch manche merkwürdige Weissagung zu lesen bekommen.

Hätte der Tod dem Verfasser dieses Products, dessen Ende wir hiermit entschiffert der Lesewelt überliefern, nicht schon längst die Augen geschlossen, es würde ihm gewiß nicht mißfallen haben — wenn ihm etwa irgend einmal dieses lezte Quart zu Gesichte gekommen wäre, demselben einen so schönen, erfreulichen Beweiß von einem gesunden und ausgebildeten Kopfe, vorgesezt zu sehen.

Viertes Quart.

Mond.
Schlange.
Pyramide.
Tod.

Fremdes Licht. Finsterniß. Ebbe und Fluth.

Der Mond, dieser alte treue Diener und Begleiter unserer Mutter Erde, ist, wie uns die Astronomen lehren, ein dichter, undurchsichtiger Körper und hat also wie jene, kein eigenes Licht. Der matte Schimmer, den er herab auf unsern Planeten wirft, ist blos Wiederschein von der Sonne, der er, wie die Erde seine Erleuchtung zu verdanken hat. Der Herr des Universums, der große Weltenschöpfer hat ihm kein eigenes Licht gegeben, weil er seiner Be-

schaffenheit und Bestimmung nach keines haben kann und soll. Der Mangel eigenen Lichts ist für ihn demnach kein wesentlicher Verlust und kann ihm nicht zum Nachtheil gereichen.

In dem großen Weltgebäude herrscht überhaupt die größte Harmonie und Regelmäßigkeit. Nur ein Stockblinder kann hier keine Weisheit sehen, nur ein Stumpfsinniger die erste Ursache dieser Wirkungen in einem bloßen Ohngefehr suchen. Wäre dieses nicht, wäre die Welt nicht das bewunderungswürdigste Meisterstück der höchsten Weisheit, wie hätte da schon so viele Jahrtausende hindurch die schönste Ordnung bestehen können, die wir heute noch bewundern müssen, und die auch künftig noch statt haben wird. In der physischen Welt steht alles auf seinem rechten Posten, stellt ein jedes Ding dasjenige wirklich vor, was es seiner Natur und Bestimmung nach seyn kann und seyn soll. Sie gleicht einer großen Uhr, in welcher ein jeder Theil, von allen den vielen, woraus sie besteht, seiner Bestimmung vollkommen gemäß beschaffen ist, und das was er verrichten soll ganz genau und richtig leistet. Daher

her kommt denn die genaueste Akkuratesse und Ordnung dieser großen Maschine, daher kommt es, daß sie nie stockt, nie sich verwirrt, daß sie nie einer Reparatur bedarf. Ohne die geringste Abweichung von der zur Erhaltung des Ganzen höchst nöthigen Ordnung geht sie von Jahrhundert zu Jahrhundert richtig ihren Gang fort.

Nicht so ist es in der Menschenwelt. Hier, wo Freyheit vernünftiger Wesen statt findet, wo diese Einfluß auf den Lauf der Dinge hat, sieht es etwas anders aus. Hier scheint Ordnung und Harmonie nicht recht gedeihen zu wollen. Zwar steht auch hier die Maschine nie still, sie ist immer in Gang; allein sie geht nicht richtig, fast möchten wir sagen, sie ist noch nie richtig gegangen. Disharmonie, Unordnung und Verwirrung sind hier leider nichts seltenes.

Wenn ein Uhrwerk unrichtig geht, so ist ganz natürlich die Ursache davon in den Theilen zu suchen, woraus es besteht. Auch in der großen Maschine der sittlichen Welt ist es nicht anders. Das Ganze kann zu keiner gehörigen Ordnung kommen

so

so lange nicht ieder einzelne Theil seiner Beschaffenheit und Wirkung nach das ist was er seyn soll. Und dieß ist es eben, woran es in der Menschenwelt hauptsächlich fehlt. Hier befinden sich so viele nicht auf ihrem rechten Posten.

Da stellt mancher eine Sonne vor, der seiner Natur und Fähigkeit nach blos ein Mond seyn sollte; ein Andrer steht als ein kaum bemerkbares Sternchen mit in der Milchstrasse, der das Feuer und das Licht einer Sonne besizt. Ganz natürlich kann also auch derjenige, der eine Sonne seyn will und doch nur ein Mond seyn sollte, die Verrichtungen und Wirkungen einer Sonne nicht gewähren. Dieser steht auf dem Posten des Mars und besizt doch alle Eigenschaften, die wir an der Venus entdecken; jener stellt den Jupiter vor, und die Natur hat ihn zum Merkurius bestimmt. Dieser will durchaus für einen Planeten gelten und hat doch nur die Grösse und die Eigenschaften eines Trabanten; jener giebt sich für einen Felßen aus und sein Wesen ist mit der Baumwolle homogen. Dieser will für einen Weinstock angesehen seyn, und ist nichts mehr und

nichts-

nichts weniger als ein Dornstrauch; jener ist zu einem Orakel erhoben und sein rechtes, sein eigentliches Plätzchen wäre in dem Käfich eines Papageys gewesen. Dieser soll wie ein Löwe brüllen, und kaum kaum den Laut eines Schafes hervorbringen; jener soll den Sommer machen und hat doch die Natur des Winters. Dieser hat den Beruf eines Beobachters und ist stockblind; jener soll die Rolle eines Stummen spielen, und besizt die Geschwäzigkeit eines Staars. Kurz die Theilchen, woraus das grose Uhrwerk der Menschenwelt besteht, befinden sich nicht in ihrem gehörigen Stande; mehrere derselben sind nicht nur schon an und vor sich selbst verbogen und verdorben, sondern die meisten befinden sich auch nicht an ihrem rechten Orte, sie sind unrichtig und verkehrt zusammengesezt. Daher kommt denn die große Unordnung dieser Uhr, daher kommt es, daß sie so wenig mit der Sonnenuhr der gesunden Vernunft übereinstimmt.

Es ist wohl nöthig, daß wir hier unserm Plan gemäß, wieder etwas einlenken, da wir uns ausserdem

dem in zu große Weitläuftigkeiten verlieren dürften. Freilich sollte es in der sittlichen Welt wie in der physischen seyn, auch in jener sollte jedes Wesen auf seinem rechten Posten stehen und keines sollte etwas vorstellen wollen, was es nun einmal nicht in Stande ist, vorzustellen. Allein wer vermag da mit einemmale eine erwünschte Reforme zu bewirken, wo jede Verbesserung so äusserst langsam gedeiht und nicht selten das kleinste nützliche gute Werk Jahrhunderte braucht, ehe es zu einiger Reife gelangt. Was läßt sich da in Ansehung eines solchen Riesenwerks auch bei dem eifrigsten Patriotismuß, bey der entschlossensten Thätigkeit mehr thun als wünschen und hoffen? Ist es andem, — woran wir nicht im geringsten zweifeln — daß das Menschengeschlecht zu einer höhern Sphäre, zu einem bessern Zustand erzogen wird und daß es wirklich, wenn auch noch so langsam, in Ansehung einer wahren Cultur, einer ihm möglichen Glückseligkeit vorwärts kömmt, so wird einst eine Zeit erscheinen, wo es auch hierin besser aussieht, wo in dieser großen Maschine keine so verkehrte Zusammensetzung mehr statt

ha-

haben, wo in derselben mehr Ordnung und Uebereinstimmung herrschen wird.

Da Salomo König wurde und er in einem Traumgesicht von Gott den Befehl vernahm: Bitte was ich dir geben soll; so bat er, wie uns die Urkunden sagen, um Weisheit. „Du wollest," spricht er zu Gott, „deinem Knecht geben ein gehorsam Herz, daß er dein Volk richten möge, und verstehen was gut und böse ist." Eine Bitte, die dem Herrn allerdings sehr wohl gefallen mußte: denn sie enthielt dasjenige was er zur rechten Verwaltung seines erhabnen, wichtigen Amtes so nöthig hatte; eine Bitte, die sein Volk entzücken, mit den süssesten Hofnungen, mit der innigsten Ehrfurcht und Liebe zu dem neuen König erfüllen mußte; eine Bitte, die diesem Monarchen heute noch die Achtung, den Beyfall jedes Vernünftigen gewährt. Wer in der Welt bedarf mehr Weisheit und Verstand, mehr Kenntniß des Guten und Bösen, des Rechts und Unrechts als ein König, als ein Regent, der ein ganzes Volk zu regieren, zu beglücken hat? als ein Vater von so vielen tausend Kindern, der unter denselben

selben Recht und Gerechtigkeit handhaben, Ordnung erhalten, dem Unrecht steuren, das Gute befördern, das Böse verhindern, der ein ganzes Reich in Ordnung, Ruhe und Wohlstand erhalten, immer blühender und glücklicher machen soll?

O Salomo! welch ein vortrefliches, nachahmungswürdiges Beyspiel hast du gegeben! Wie schön, wie lehrreich ist diese deine Bitte! sie ist ein Beweiß, daß du schon wahre Weisheit besaßest, noch ehe du darum batest: denn eine solche Bitte konnte unmöglich aus dem Munde eines Unweisen kommen! O Salomo! Salomo! du sahst Crone und Scepter aus dem richtigen Gesichtspunkte an! wie wichtig muß dir der Posten gewesen seyn, auf den dich die Vorsehung stellte!

Diejenigen sind unstreitig große Patienten, die, ob sie gleich mit Salomo gleiche Bestimmung haben, in Ansehung dieser Aeusserungen nicht mit ihm harmoniren. Weisheit und Verstand sind Haupterfordernisse eines guten, eines würdigen Regenten. Traurig, sehr traurig ist es, wenn diese fehlen und am allertraurigsten, wenn sie nicht nur fehlen, sondern

dern wenn einem auch gar nicht daran gelegen ist, sie zu erlangen, wenn man sie nicht für nothwendig hält, sie für ganz entbehrliche Dinge ansieht, oder wenn man wohl gar in dem Wahn steht, als ob man sie schon überflüßig besitze.

Freilich sollte jeder Regent die Fähigkeit, zu regieren, besitzen; die zur glücklichen Verwaltung seines hohen Postens so nöthige Weisheit, Erfahrung und Menschenkenntniß sollte ihm eigen seyn; er sollte als eine Sonne, die er vorstellen will und soll, durchaus sein eigenes Licht haben und mit keinem erborgten glänzen; allein es ist nun einmal unter dem Monde nichts ganz Vollkommenes zu finden. So wenig selten auch die Beyspiele von vortreflichen, mit den besten Eigenschaften ausgerüsteten Regenten sind, so würde man doch der Wahrheit zu nahe treten, wenn man leugnen wollte, daß nicht dann und wann auch Einer mit Crone und Scepter geschmückt aufgefunden werden könnte, der in der Kunst zu regieren noch ziemlich Fremdling ist. (a) Es ist dieß, wie wir schon erwähnt haben, wirklich ein trauriger Fall; allein es mag noch immer ange-

hen, wenn nur ein solches Oberhaupt noch lehrbegierig ist, wenn es nur ein Verlangen hat, sich die nöthige Weisheit zu erwerben und nicht in dem Wahn steht, als ob es schon ganz und gar ausgelernt habe. Hier ist freilich in Ermangelung des eigenen, fremdes Licht nöthig, und wenn nur die Vorsicht darüber wacht, daß nicht etwa aus Irrthum blendender Irrwischschimmer, sondern wirkliches, wahres Licht erborgt wird, so ist im Grund der Verlust gar nicht groß. Durch eine solche wirkliche, wenn auch fremde Erleuchtung wird auch nach und nach in dem gesalbten Haupte, das wahre Licht aufgehen, und Land und Leute werden sich nicht übel dabey befinden. (b)

Ist nun aber nicht nur kein eigenes Licht da, sondern findet sich auch kein fremdes ein. Fehlt für eine wahre Erleuchtung alle Sehkraft und ist man überdieß noch so unglücklich Cometen für Sonnen anzusehen und von diesen Licht erborgen zu wollen, dann treten gemeiniglich für helle des Tageslichts gewohnte Augen totale Finsterniße ein. Dann beginnt eine Zeitperiode, in welcher nur die

Nacht-

Nachtvögel ihr Wesen treiben und die guten Augen sich zuschließen müssen, dann findet oft auch nicht einmal ein matter Schimmer, ein schwacher Wiederschein von irgend einer Sonne, wie der, den der Mond der Erde gewährt, mehr statt.

Wir fühlen keine Neigung, uns in den Annalen der Menschheit umzusehen und Beyspiele dieser Art aufzusuchen, ja wir würden nicht einmal widersprechen, wenn hier dieser oder jener gegen uns auftreten und behaupten sollte, daß die ganze Geschichte dergleichen Beyspiele gar nicht aufzuweisen hätte. Wir wollen hier sehr gerne das Ansehen nicht haben, als ob wir von wirklichen Fällen sprächen: allein diesen Fall ganz mit Stillschweigen zu übergehen, machten wir uns zu einem Vorwurf, da der gründliche Untersucher sich durchaus auch auf Möglichkeiten einlassen muß. Und wenn von der Entstehung der Staaten und bürgerlichen Gesellschaften an, bis auf diesen Augenblick kein einziges Beyspiel dieser Art aufzufinden wäre, so reden wir hier doch von einem Fall, dem wir die Möglichkeit nicht absprechen können, wir müssen ihn also der Gründlich-

keit wegen erwähnen, ob wir schon von Grund unsers Herzens wünschen, daß bis an das Ende der Welt diese Möglichkeit nie in Wirklichkeit übergehen möge. (c)

Die Finsternisse in der physischen Welt, sind an und vor sich selbst nichts weniger als etwas Angenehmes und Gutes, ob sie gleich in den Gesetzen der Natur gegründet und nicht ohne allen Nutzen sind. Das Beste dabey ist, daß sie gewöhnlich nicht lange dauern, da sie sonst sehr viel Unheil und Unordnung anrichten würden. Wären sie von einer langen Dauer, so würde es freilich während denselben oft auf der lieben Erde nahe an Feyerabend kommen! Da würde es ein allgemeines Aneinanderrennen geben und an Kopfstössen würde kein Mangel seyn.

So unangenehm und traurig nun auch diese physischen Finsternisse seyn mögen; so sind doch diejenigen, von welchen eigentlich hier die Rede ist, noch weit trauriger, von noch weit üblern und nachtheiligern Folgen. Diese können oft sehr lange anhalten und viele können darüber ihre Augen auf immer schließen, ohne zuvor noch das freundliche, holde

Tages-

Tageslicht um sich herum leuchten zu sehen. Ja diese Finsternisse sind von der Art daß in dem zunächst angränzenden Lande die Sonne auf das lieblichste scheinen und alles erleuchten kann, ohne daß sie sich, so nahe ihnen auch dieser Sonnenschein ist, in etwas vermindern, ohne daß sie sich nur in Dämmerung verwandeln, geschweige denn, daß sie verschwinden und dem hellen Lichte Platz machen sollten. Wir haben es schon erwähnt, daß wir keine wirklichen Fälle in Betrachtung nehmen, gesezt daß auch deren welche vorhanden wären; wollten wir uns demnach in nähere Schilderungen solcher verfinsterten Gegenden einlassen, so müßten wir blos die Bilder aus unserer Fantasie entlehnen: denn was anders kann den Stoff zu Schilderungen geben, als die bloße Einbildung, wenn nicht so wohl wirkliche als vielmehr nur mögliche Fälle ausgemahlt werden sollen? Wir geben hier unserm denkenden Leser den angefangenen Faden in die Hand, ist er ihm noch zu kurz, so steht es bey ihm, sich denselben so lange zu spinnen als er will; was uns anbelangt, so finden wir fast keinen Beruf, denselben länger zu machen. Für

den Denker ist es genug, und für den Nichtdenker, würde auch eine hundert Seiten lange Schilderung so gut als gar keine seyn, wenigstens könnte sie ihm mehr schaden als nützen.

Das oben vorgesetzte Zeichen bringt uns auch auf eine andere Unpäßlichkeit, für welche leider auch in den Apotheken der Leibärzte kein Remedium zu finden ist.

So geheimnißvoll die Erscheinung der Ebbe und Fluth auch noch heut zu Tage, wo man doch den Mond als die wahrscheinliche Ursache dieser Wirkung kennt, in vielem Betracht für die Naturforscher ist: so weiß man doch so viel ganz gewiß, daß sie ihren guten Nutzen hat. Ein immerwährender Stillstand eines so großen Gewässers würde von sehr übeln Folgen seyn. Es giebt auch noch andere Dinge, deren beständiger Stillstand großen Nachtheil verursachen würde. Von diesen ist das Geld eins der vorzüglichsten. In einem Staate, wo das sich daselbst befindliche Geld alles auf einem Haufen liegt und liegen bleibt, muß es übel aussehen. Die Wohlfahrt des ganzen Staats sowohl als auch

jedes

jedes einzelnen Gliedes desselben erfordert es, daß das Geld — wenn auch nicht alles, doch der größte Theil — in beständiger Bewegung sey, daß es circulire, aus einer Hand in die andere gehe. Wenn dieses in einem Staat gehörig geschieht, so kann man sagen, daß Nahrung und Leben in demselben sey und daß bürgerliche Wohlfahrt in demselben florire.

So wie sich das Wasser der Flüsse und Ströhme in Ocean ergießt, und von da wieder auf verschiedene Weise zurück auf das trockene Land kehrt; so ist in einem Staate die Schatzkammer des Regenten der Ort, von welchem die Münze ausgeht und wohin sie wieder nach und nach zurückkehrt. Wenn nun ein Regent sich zum Sclaven des Mammons erniedrigen und sich von Geitz einnehmen lassen wollte, und also die zufließende Münze aufhäufte und ungenüzt da aufbewahren ließ, so würde bald ein allgemeiner Geldmangel entstehen, der immer gröfser und drückender werden würde und statt des Flors und Wohlstandes würde Armuth, Elend und Noth überhand nehmen. Auch hier ist zum allgemeinen

Besten eine Ebbe und Fluth nothwendig; es muß ab- und zufließen; wenn das Geld nur im Staate, in den Händen der Unterthanen bleibt, so ist der Regent gesichert genug: denn der Reichthum seiner Unterthanen ist auch sein eigener.

Wir wollen hier nichts weniger als der Verschwendung das Wort reden und damit nicht etwa so viel sagen, als ob das Oberhaupt eines Staats gar auf keine Baarschaft halten, sondern alles so wie es zufließt wider ableiten oder wohl gar, statt Schätze zu sammeln, Schuldenlasten häufen sollt: nein, das ist unsere Meynung nicht: denn wir gehen nicht gerne von einem Extrem zu dem andern über, sondern lieben, wie alle Vernünftige, die goldene Mittelstrasse. Zwischen Geiz und Verschwendungssucht giebt es noch ein Tertium, und wer dieses wählt, der wird nicht nur von der Krankheit, die wir hier meynen, unangesteckt bleiben, sondern er wird es auch so einrichten, daß für die Zeit der Noth noch ein Schätzlein übrig bleibt. Es hat einen König gegeben, der alle Jahre eine große Summe Geldes durch verschiedene Canäle aus der Schatz-

kammer

kammer zu seinen Unterthanen zurückfließen ließ und der demohngeachtet dabey sich einen sehr großen Schatz sammelte, der ihm zur Zeit der Noth sehr gut zu statten kam, und besonders seinem Nachfolger treffliche Dienste leistete.

Geld hat ja an und vor sich selbst als aufgehaufter Klumpen, als todter Schatz keinen Werth, sondern es erhält ihn erst in so ferne es Mittel wird, Handlung und Gewerbe, Nahrung und bürgerliche Wohlfahrt zu befördern und in einem Staat Leben und Flor zu bewirken, in so ferne es nüzlich gebraucht, gehörig angewandt wird. Warum sollte demnach ein Herrscher, der eine so große, so erhabene Bestimmung hat, der Beglücker einer ganzen Nation seyn soll und seyn kann, sein Herz an ein bloses Metall hangen und ein Mittel ungebraucht lassen, womit es ihm so leicht ist, in seinen Staaten Nahrungsflor und Bürgerglück hervorzubringen?

Saepe sub dulci melle venena latent!

Wenn man die Geschichte der Menschheit studirt, wenn man sich auf dem gegenwärtigen großen Welttheater etwas umsieht; so müßte man sehr ausgetrocknete Thränendrüsen haben, wenn einem nicht bey dieser Beschäftigung dann und wann die Augen übergehen und große heiße Thränen die Wangen herabrollen sollten. Man sollte glauben, es könnte unter vernünftigen Wesen, bey so vielen nahe liegenden Mitteln, sich dies Erdenleben wenigstens erträglich zu machen, doch unmöglich so gar

viele

viele Unzufriedene, so gar viele Elende und Unglückliche geben. Schrecklich wäre es, Mensch zu seyn, eine Strafe der Gottheit wäre die Entstehung eines Menschen, wenn es nothwendig so seyn müßte, wie es leider auf einem großen Theil der Erde war und noch ist, wenn wirklich so viele Menschen durchaus in der Lage, in den Umständen seyn müßten, in welchen sie sich leider befinden. Besser könnte es seyn, besser hätte es schon längst seyn können, das ist ganz unleugbar gewiß; allein es wurde freilich leider nicht darnach angefangen, daß es besser werden konnte. Es giebt gar zu viel Gift, gar zu viel Teufel auf der Erde. (d)

Was für Schaden, was für Unheil und Elend haben nicht nur schon die Schlangen allein auf unserm Planeten angerichtet! Schon in dem grauesten Alterthum hören wir die bittersten Klagen über sie führen. Eine Schlange war es, die, wie uns jene alten Urkunden erzählen, durch verführerische, schmeichlerische Vorspiegelungen das erste Weib und durch sie den ersten Mann zum Ungehorsam verleitete, und ins Unglück und Elend stürzte. Und diese schon so früh-

frühzeitig geäusserte Neigung und Fertigkeit zu schaden, zu verführen, zu vergiften hat denn leider das Schlangengeschlecht bis auf den gegenwärtigen Augenblick beybehalten. Es wird von den ersten Zeiten an bis auf die gegenwärtigen wenige Menschen gegeben haben, die nicht auf irgend eine Weise von Schlangen gelitten haben sollten. O Schlangen, Schlangen! was für böse, was für gefährliche und schädliche Geschöpfe seyd ihr doch!

Es giebt, wie bekannt vielerley Arten von Schlangen. In den Handbüchern der Naturlehre sind sie bis auf eine gewisse Art alle angegeben. Von dieser haben wir aber noch in keinem etwas gelesen. Es ist dieß zu bewundern, da sie nichts weniger als unbedeutend, sondern vielmehr in Ansehung ihrer List, in Ansehung des Giftes, den sie führt und des großen Schadens, den sie stiften kann, alle andere Schlangenarten weit übertrift.

Wenn wir hier diese Art der giftigsten und gefährlichsten Schlangen in Erwähnung bringen; so geschieht es deswegen, weil sie mit einer gewissen Krankheit gesalbter Patienten, die wir hier etwas

näher

näher zu beschreiben, Veranlassung finden, in genauer Verbindung stehen. Nicht selten sind sie, die einzige Ursache dieser Krankheit und gesezt, daß ja schon eine Anlage dazu da seyn und sie sich ohne ihr Zuthun anspinnen sollte, so wissen sie sie doch zu erhalten und auf einen so hohen Grad zu bringen, daß sie ganz unheilbar, daß sie tödtlich wird.

Diese Krankheit besteht eigentlich in einer Verzärtelung, in einer gänzlichen Schwäche aller Sinne. Der Patient kann nichts rauhes, nichts hartes, kann keine Erschütterung ertragen. Er will nur von sanften Dingen berührt, nur von Kizel und sinnlichen Wohlbehagen erregenden Gegenständen umgeben seyn. Er hat den größten Abscheu vor allem, was bitter schmeckt und hingegen einen unstillbaren Appetit nach Süssigkeiten. Es ist dieß eigentlich nichts weniger als eine unbedeutende Krankheit und sie hat einen desto traurigern und nachtheiligern Einfluß auf viele andere Menschen je wichtiger der Posten ist, den ein solcher Patient bekleidet.

Diese

Diese Krankheit würde weit seltener seyn; sie würde, wenn sie sich auch hier und da an einem Gesalbten äusserte, bald wieder verschwinden, die Kranken dieser Art würden schnell und leicht genesen, wenn nur diese Schlangenart nicht existirte oder wenigstens nur nicht so gar zahlreich wäre. Die Constitution der meisten Menschen ist schon an und vor sich selbst für diese Krankheit sehr empfänglich; kommen nun noch äussere Ursachen dazu, so muß sie natürlich überhand nehmen. Ein sehr trauriger Umstand hierbey ist dieser, daß derjenige, der nur einigermaßen damit angesteckt ist, in Betäubung und Verblendung geräth, so daß er die Schädlichkeit der giftigen Insekten, die sich dann gemeiniglich in Menge um ihn herum versammeln, nicht erkennt und statt einen Abscheu vor ihnen zu haben, eine Zuneigung zu ihnen bekömmt und sich ihrer Vergiftung ganz preiß giebt.

Der Mensch hat von seinem Schöpfer Augen, zum sehen, Ohren, zum hören, einen Verstand zum denken, zum prüfen erhalten; freilich sollte man glauben; daß er mit so guten Eigenschaften

aus-

ausgerüstet, sich nicht so leicht verirren, sich besser und sorgfältiger vor Gefahren sichern, daß er sich in Ansehung dessen, was ihm nachtheilig und schädlich ist, besser vorsehen könnte, als es leider wirklich geschieht. Er darf ja nicht im Finstern tappen, es giebt ja gutes, helles Licht für ihn und wenn er dasselbe gehörig benutzt, wenn er sich nicht ganz ohne alles Licht auf den Weg durch dieses Leben macht; so kann er ja die Steine des Anstosses erkennen, kann jeden Abgrund sehen, dem er nahe kommt, kann schädliche Gegenstände von unschädlichen, böse von guten unterscheiden. Allein, so gewiß es ist, daß manches Unglück, mancher Schaden verhütet, daß tausend Gefahren abgewendet und unzählige Menschen weniger betrogen und hintergangen, überhaupt weit besser daran seyn würden, wenn sie die ihnen von Gott verliehenen Mittel mehr gebrauchten; so gewiß ist es doch auch, daß selbst der scharf Sehendste und Vorsichtigste nicht jede Gefahr vermeiden, sich nicht ganz unbeschädigt und unverletzt erhalten kann in einer Welt, wo Falschheit und Verstellung so sehr überhandgenommen, wo man

es

es in der Kunst, zu hintergehen und zu betrügen so weit gebracht hat, wo sich nicht selten mit der schwärzesten Bosheit die größte List und Verschlagenheit vereinigt.

Nur eine Art von Schlangen verräth dem Wanderer durch ihr Geklapper die nahe Gefahr. Es giebt auch welche, die still unter dem Grase lauschen, und deren Daseyn der Wandelnde nicht eher bemerkt, bis ihr Gift schon in seinem Fuße wüthet. Ja, es giebt auch welche, die nie in Schlangestalt erscheinen, sondern ihrem Aeussern etwas so Einnehmendes, Gefälliges und Anziehendes zu geben wissen, daß der Unbefangene oder auch der schon Verblendete eine innige Zuneigung zu ihnen fühlt, sie gerne um sich hat, und sie liebkosend von ihnen vergiftet wird.

Diese Art Schlangen, die, wie wir schon erwähnt haben, die schädlichste und giftigste ist, ob ihrer gleich in keiner Naturlehre Erwähnung geschieht, hat von ihren verschiedenen Aeusserungen, auch verschiedene Benennungen erhalten. Kriechende Speichellecker, feile Schmeichler, doppelzüngige Achselträger

träger, niederträchtige Wohldiener, gewissenlose Jaherren — Worte von schwarzer Bedeutung und lauter Namen dieses berüchtigten Otterngezüchtes. Sie schleichen sich überall ein und treiben ihr unseeliges Wesen in hohen und niedern Ständen, nehmen aber immer ihren Hauptzug gegen große und kleine Höfe, wo sie denn, wenn sie sich daselbst einnisten können, den fürchterlichsten Schaden anrichten.

Wenn wir einen künftigen Regenten, einen Thronerben zu erziehen hätten, wir würden es unsere Hauptsorgfalt seyn lassen, die besten bewährtesten Präservative gegen diese Krankheit anzuwenden. Beyzeiten würden wir ihn mit einem Gift bekannt machen, das besonders für Königsherzen schädlicher und zerstörender ist als nur immer das berüchtigte aqua tofana für den Körper seyn kann. Mit den lebhaftesten Farben würden wir ihm das schwarze, scheusliche Portrait vormahlen, das hinter der gefälligen, lächelnden Larve eines Schmeichlers steckt. Alles, alles würden wir anwenden, um ihm zu rechter Zeit einen Degout vor den eckelhaften

und giftigen Süssigkeiten der Schmeicheley beyzubringen.

Hier wird es nun aber leider so oft versehen. Auch selbst dann, wann die Bildung eines so wichtigen Zöglings in die rechten Hände kommt, welches freilich der Fall nicht immer ist, geht nicht alles so wie es gehen könnte und sollte. Auch der beste, der würdigste Erzieher kann nicht für eine ganz gesunde Bildung bürgen: denn nicht immer wird ihm freye Hand gelassen, oder, wenn dieß auch wirklich geschieht, so kann er es doch nicht so weit bringen, daß ausser ihm gar keine andere Person Einfluß auf seinen Zögling hätte; und kann nicht auch selbst dieser bisweilen von der Art seyn, daß er einer ganz guten Ausbildung gar nicht fähig und empfänglich ist? (c)

Es ist unterdessen doch noch ein großes Glück, wenn nur die Hauptperson, auf welcher nemlich in Ansehung einer solchen Erziehung das meiste beruht, diejenigen Eigenschaften besitzt, die zur guten Verwaltung eines so wichtigen Posten nothwendig gehören. Dann lassen sich doch, wenn anders nur

der

der Grund und Boden, worauf der Saame gestreuet wird, nicht ganz verwildert und verdorben ist, wenigstens einige gute Früchte erwarten, gesezt daß es auch nicht an solchen fehlt, die heimlich und öffentlich Unkraut auf demselben aussäen. Wenn es nur nicht an Geduld und gutem Willen fehlt, so läßt sich doch auch manches von diesem Unkraut, noch ehe es tiefe Wurzeln schlägt, wieder ausrotten.

Wie leicht kann es aber geschehen, daß eine solche Pflanze, die zu einem großen Baum erzogen werden soll, dessen Zweige einst ein ganzes Volk beschatten, vor Sturm und Regen schützen können, in ganz unrechte Hände geräth, daß derjenige, dem die Wartung und Pflege derselben hauptsächlich obliegt, selbst ein Schwächling, ein todtkranker Patient ist, dem es an Kräften und Fähigkeiten fehlt, der keine einzige von den zur Ausübung seines Berufs ihm nöthige Eigenschaften besizt. Dann müßte wohl die Vorsehung ihre Hand unmittelbar mit im Spiele haben, wenn eine solche Pflanze nicht gänzlich verkrüppeln, wenn sie unter solchen Händen

demohngeachtet zu keinem guten Baum gedeihen sollte.

Welch eine schreckliche Verantwortung aber ziehen sich nicht solche Erzieher zu, so wie auch vorzüglich diejenigen, durch deren Wahl diese auf einen Posten kamen, dem sie so schlecht, so unwürdig vorstehen! Alle die traurigen, die beweinenswürdigen Folgen, die für so viele Menschen daraus erwachsen, kommen auf ihre Rechnung. Sie sind Ursache an dem Elend und Unglück einer ganzen Nation, Ursache an Millionen Seufzern und Thränen, die sie einmal, gleichviel ob früh oder spat — peinlich brennen und quälen müssen.

Doch wenn wir unserm Plan nicht untreu werden wollen, so dürfen wir uns hier nicht in pädagogische Betrachtungen verlieren. Man verzeihe uns die kleinen Ausschweifungen, die wir uns hier und da zu schulden kommen lassen. Sie sind Aeusserungen eines für wahres allgemeines Menschenglück warm schlagenden Herzens, das dem kalt und systematisch denkenden Kopfe, dann und wann die Feder entreißt. Wir haben hier blos unserm Ver-

sprechen

sprechen gemäß, die Natur und Beschaffenheit dieser und jener Krankheit zu zergliedern, und es kommt uns nicht zu, den Arzt zu machen, Rezepte zu schreiben und Präservativmittel vorzuschlagen, so innig wir auch ein Wunderkräutlein zu besitzen wünschen, womit wir alle Patienten in der Welt, sie mögen an Körper oder an der Seele leiden, heilen und in Gesunde verwandeln könnten.

Süssigkeiten sind in der physischen Welt gemeiniglich nur etwas für Kinder, für schwache verzärtelte Weichlinge. Der Mann von unverdorbenem Magen und unverwöhntem Gaumen findet keinen Geschmack daran. Ueberzuckerte Leckereyen, süsse Getränke sind eigentlich seine Sache nicht. Er hält sich an solide, an nahrhafte Kost. Er weiß es nicht nur, daß diese dem Körper Kraft und Gesundheit giebt und hingegen jene die Verdauung schwächen, den Magen verschleimen; sondern seine Geschmacknerven sind auch ausserdem von der Art, daß ihnen jene gar nicht behagen wollen. Ein heftiger, immerwährender Appetit nach Süßigkeiten, ist also auch hier ein Beweiß von körperlicher Schwäche und

Krankheit, die desto mehr zunimmt, je mehr dieser befriedigt wird.

Eben so ist es auch in der sittlichen Welt. Der Mann von gesundem Kopf und gesundem Herzen findet kein Behagen an dem Genusse süsser Dinge. Er will nicht lauter lächelnde Gesichter, nicht lauter bunte Blumen sehen, nicht immer harmonischen Wohlklang hören, nicht lauter Rosenduft riechen, er will nicht immer sanfte, weiche, Kitzel erregende Dinge befühlen, nicht beständig auf Baumwolle wandeln; er mag sich nicht vergöttern und anbeten, nicht beständig bewundern und loben, und Beyfall zuruffen lassen. Er hält sich für nichts mehr als für einen Menschen und will also auch blos menschlich behandelt seyn. Er weiß seine Menschenwürde gegen Andere zu behaupten, verlangt aber auch, daß Andere sie gegen ihn behaupten sollen. Er fordert die Achtung und Ehrerbietung, die ihm vermöge seines innern Werths so wie seines Standes von Rechtswegen gebührt, läßt sich nicht verächtlich, nicht unanständig begegnen; ist aber weit entfernt von Andern eine zu übertriebene Erniedrigung und

Demü-

Demüthigung gegen sich, eine überirdische Verehrung zu verlangen, die im Grunde den Verehrten so gut als wie die Verehrer erniedrigt und schändet. Vor Schmeicheleyen hat er den innigsten Eckel und Abscheu und jene niedrigen Geschöpfe, die schlangenartig zu den Füßen der Reichen und Großen herum kriechen, sind ihm äusserst verhaßt. Dieses scheusliche und giftige Geschmeiß weiß er sehr gut von sich entfernt zu halten. Die lächelnde Faunenlarve des Schmeichlers ist ihm zuwider; gerne erblickt er hingegen das Angesicht des rechtschaffenen Wahrheitsfreundes, gesezt daß ihm auch dieses selten entgegen lächelt, und oft ernste Furchen die Stirn desselben trüben. Lieblich klingt seinen Ohren die Stimme der Wahrheit, sie mag vor denselben ertönen, so oft sie will, so ist sie ihm willkommen. Sich seiner Menschlichkeit bewußt, läßt er sich nicht von dem Wahn täuschen, als ob alle seine Handlungen untadelhaft, alle seine Reden und Urtheile Orakelsprüche, alle seine Meynungen infallibel wären. Er ist stark und weise genug, Widerspruch und Tadel ertragen zu können und die in-

nere Ueberzeugung, das Bewußtseyn, gut und recht gehandelt zu haben macht ihm das laute Lob anderer Menschen sehr leicht entbehrlich. Er ist ein Feind von Menschenfurcht und Sclavensinn und kann es gut leiden, wenn auch das in Rücksicht auf äussere Verhältnisse und Convenienzen gegen ihn geringe Menschenkind sein Haupt getrost empor trägt und sich für ein Wesen gleicher Art hält. Er betrachtet sich blos als ein einzelnes Glied von der großen Gesellschaftskette und ist weit entfernt, sich einzubilden, als ob alle Andere nur um seinetwillen da wären, so wie er sich auch, gesezt daß er wirklich dem Range nach der Erste seyn sollte, nie für den Würdigsten halten wird. Er läßt einem jeden Gerechtigkeit wiederfahren, er kennt und lobt das Gute an Andern und ärgert sich nicht, wenn er an irgend jemanden Vorzüge bemerkt.

Doch wir wollten den Patienten schildern und entwerfen das Bild eines Gesunden — eines Gesunden, der vielleicht in der ganzen Menschenwelt nicht so, wie wir ihn hier zeichnen, existirt. So wie nach dem Zeugnisse der Aerzte nirgends unter

den

den Sterblichen ein ganz vollkommen gesunder Körper gefunden werden dürfte, so würde man wohl auch eine Menschenseele vergeblich suchen, der die Gesundheit in dem Grade, wie wir hier vorgeben, eigen wäre. Da, wo wir mit der Anlage zum Sterben, mit der Anlage zu tausenderley Krankheiten geboren werden, hat und behält jeder seine körperlichen Unvollkommenheiten und Gebrechen; und da wo der Weiseste und Tugendhafteste noch immer über Thorheiten und Vergehungen klagen muß, behält jede Seele ihre Mängel. Gut ist es, wenn es nur nicht allemal zu schweren, langwierigen Krankheiten kommt, sondern bey geringen Schwachheiten, bey kleinen, vorübergehenden Unpäßlichkeiten bleibt, da einmal eine vollkommene, anhaltende Gesundheit nicht statt haben kann. (f)

So wenig wir auch in Ansehung dieser Broschüre stolze Gedanken haben, so können wir doch nicht an der Möglichkeit zweifeln, daß sie durch irgend einen Zufall einem Großen der Erde oder auch nur einem Reichen in die Hand kommen kann, der von den hier erwähnten giftigen Insekten geplagt, ein gutes

Mittel, ihrer los zu werden, zu wissen wünschte. Wir halten es demnach nicht für unschicklich, zum Beschlusse dieses Abschnittes noch folgendes zu erwähnen.

Ein gewisser Regent — gleichviel ob wir seinen und seines Landes Namen wissen oder nicht — hatte das Unglück, daß dieses schädliche Geschmeiß seinen Zug vorzüglich auf seinen Hof zu nahm und alle Anstalten machte, sich daselbst so fest wie möglich einzunisten. Er gehörte just nicht unter die Gesunden; er war aber auch nicht in dem Grade krank als dazu gehörte, wenn diese Brut ihr Glück bey ihm hätte machen sollen. Von ihrer Niederträchtigkeit und Schädlichkeit überzeugt, hegte er einen wahren Abscheu vor ihnen. Und weil er einsah, daß die Triebfeder aller Schmeicheley der niedrigste Eigennutz sey, und daß die Schmeichler nicht eigentlich ihm dem Geschmeichelten, sondern nur einzig und allein sich selbst wohlwollten, so entschloß er sich sie nicht so wohl durch gewaltsame Mittel, als viel mehr blos durch Vereitlung ihrer Absichten

nach und nach zu vertreiben. Er bezeigte sich gegen alle Schmeicheleyen, die man ihm machte, ganz gleichgültig, ließ sich sie zwar gefallen, äusserte aber weder Freude noch Misvergnügen darüber und that immer, wenn es anders nicht offenbar zu seinem oder seines Landes Nachtheil gereichte, das Gegentheil von dem was die Schmeichler wünschten und verlangten. Er ließ keinem derselben irgend eine Begünstigung zufließen und bey Belohnungen und Begnadigungen ließ er sie allemal leer ausgehen. Kein Schmeichler durfte an seine Tafel, keiner gelangte zu einem Amt, kurz keiner wurde von ihm auf irgend eine Weise begünstigt. Auf diese Weise brachte er es in etlichen Jahren so weit, daß an seinem Hofe die Schmeicheley so ziemlich ausser Mode kam, und daß die meisten dieser Art Schlangen in eine ihnen günstigere Gegend zogen und diejenigen, die aus dieser oder jener Ursache nicht mit fortziehen konnten, ihre Schlangennatur abzulegen, wenigstens so viel wie möglich zu verbergen suchten.

Dieses Mittel können wir mit gutem Gewissen als ein probates empfehlen: denn es half hier wirklich. Ein jeder, der es diesem Regenten nachmachen und es auch gebrauchen will, kann schon im voraus eines guten Erfolgs versichert seyn. (g)

Sey ein Monarch, beherrsche Myriaden;
sey noch so reich, gebeut der halben Welt;
Grab deinen Ruhm und deine Königsthaten
in Steine ein; sey Sieger, sey ein Held;
Strahl Sonnen gleich, hüll deine Menschenblöße
in Pracht und Glanz, in Gold und Purpur ein;
Du bleibst doch Mensch; bleibst doch für Göttergröße
Bey aller Macht und Hoheit viel zu klein!

Wie werden wir einst, wenn wir uns in höhern Regionen auf einer höhern Stufe der Geistesvervollkommnung befinden, so schamvoll herab auf unser ver-

vergangenes Erdenleben lächeln, in welchem wir oft so gar kindisch dachten, so kindisch schwatzten, und handelten! Wie werden wir uns dann selbst bemitleiden, daß wir einst so kindisch seyn, daß wir so sehr spielen, so sehr tändeln, so viele elende Thorheiten begehen konnten! Manche unserer Thaten, die wir und Andere als etwas Großes und Ausserordentliches bewunderten, auf die wir uns so stolz brüsteten, so viel zu gute thaten, wird uns dann als eine thörichte Spielerey erscheinen, deren sich vernünftige Wesen mehr zu schämen als zu rühmen und zu erfreuen haben. Dann werden wir die verschiedenen Krankheiten unserer Seele recht erkennen und über unsere einstige große Verblendung erstaunen, in welcher wir von allem diesen nichts fühlten und gewahr wurden, in welcher wir uns als todtkranke Patienten für gesund halten konnten.

Es giebt zwar jezt schon einige, die sich aus dem immerwährenden Wirbel, in welchem sich die Menschenwelt taumelnd und betäubungsvoll herumdreht, glücklich hinausgefunden, die das Sausen und

Brausen

Braußen in ihrem Kopfe gestillt, ihre Augen von Schuppen befreyet haben, die hier und da in Winkeln lehnen und mit heiterm Kopf und hellen Augen dem großen Ameisenhaufen zusehen und also jezt schon vieles in rechtem Lichte erblicken und über das Wüthen und Toben, Leben und Weben, Kämpfen und Würgen, Laufen und Rennen, Bauen und Niederreissen, Dichten und Trachten, Thun und Lassen der Ameisen bald bitterlich weinen, bald herzlich lachen müssen; allein es sind dieser nur wenige und selbst diese wenige wandeln noch im Fleische, das heißt, selbst diese wenige sind mehr oder weniger mit in das große Marionettenspiel verwickelt, machen noch dann und wann ihren Hokus Pokus mit, sehen noch nicht mit ganz hellen Augen, erblicken also auch noch nicht alles so wie wir es einst als entsinnlichte Wesen sehen und erkennen werden.

Nach einem bekannten alten Sprüchwort hat jeder Mensch sein Steckenpferd. Das heißt, kein Mensch beschäftigt sich ununterbrochen fort mit der Hauptsache, sondern ein jeder hat eine gewisse Nebensache, zu welcher er vorzügliche Neigung fühlt

und

und mit der er sich gerne abgiebt; oder, ein jeder Mensch behält — freilich mehr oder weniger — die Neigung zum Spielen; ein jeder hat bisweilen Anwandlungen von Kinderlaunen.

Dieses möchte nun immer so seyn. Der Vernünftige, der mit der menschlichen Natur Bekannte wird nichts darüber haben. Menschen müssen menschlich beurtheilt werden. Mag ihr eigentlicher, wesentlichster Theil immer geistiger Art seyn, sie sind doch nicht ganz Geist, ihre Seele steht in der genauesten Verbindung mit einem Körper, dessen Sinnlichkeit nur wenige der Herrschaft des Geistes unterzuordnen wissen. Vielen fehlt es an Willen und noch weit mehreren an Zeit und Gelegenheit, ihren geistigen Theil einigermassen auszubilden, zu veredeln und das gehörige Verhältnis zwischen ihm und dem thierischen herzustellen. Der größte Theil der Menschen erreicht kaum die niedern Grade einer in diesem Leben möglichen Cultur und Veredlung des menschlichen Wesens, der allergrößte Theil ist und bleibt weit mehr Thier als Geist, der größte Theil hat also für wichtige, erhabene Beschäftigun-

gen

gen keine Fähigkeit, keine Neigung und Empfänglichkeit.

Und auch diejenigen, die sich durch Cultur und Vervollkommnung über den großen Haufen erheben, bleiben immer noch sinnliche Geschöpfe, können noch lange kein vollkommenes, von allem niedern Tand befreytes, nur höhern Wesen eigenes Geisterleben führen; auch die sogenannten großen Geister behalten ihre Portion Menschlichkeit. Dieses kann und soll nicht anders seyn, und es wird den vernünftigen Menschenkenner gar nicht befremden, wenn er sieht, daß auch die seltensten, ausgebildetsten Menschen, daß auch die größten Geister ihr Steckenpferd beybehalten, und sich gleich andern Sterblichen dann und wann auf demselben herumtummeln.

Steckenpferde mag es also immerhin geben; die Menschen befinden sich hier im Stande der Kindheit und da können und müssen ihnen diese wohl gelassen werden. Es kommt nur alles darauf an, daß auch hier in Ansehung dieser allgemeinen Reiterey ein vernünftiges Maas und Ziel beobachtet und die Hauptsache nicht darüber vernachläßiget wird. Allein

leider geschieht dieses eben nicht, leider wandeln auch in diesem Betracht die wenigsten Menschen auf der goldenen Mittelstraße, leider vernachlässigen die allermeisten die ihnen zukommende Hauptsache, leider tändeln und spielen die meisten zu sehr.

Es wird einem ganz warm ums Herz, wenn man den immerwährenden Spielereyen der armen schwachen Adamskinder zusieht, wenn man sieht, wie sie eine Seifenblase so innig ergötzen, eine unbedeutende Kleinigkeit in voller Beschäftigung erhalten, ein auf die unwahrscheinlichste Möglichkeit gebautes Luftschloß mit süssen Hofnungen und Erwartungen erfüllen, wie ein elendes Spielwerk ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehen, wie sie der Verlust einer Puppe innig betrüben und kränken kann. Und o! welch ein ungeheurer Stolz braust nicht in den Köpfen dieser schwachen, spielenden Geschöpfe! Wäre Newton auch noch so schwach gewesen, mehr Stolz, Selbstgenügsamkeit und Anmassung konnte er nicht zeigen, da er der Natur das Geheimniß von dem Gesetze der Schwere ablockte, als manches dieser großen Kinder dann äussert,

wenn

wenn ihm ein Luftsprung, eine Seifenblase oder eine andere kindische Posse nach Wunsch geglückt ist.

So groß der Stolz der meisten Menschenkinder ist, so lächerlich und armselig sind die Ursachen desselben, so unbedeutend und gering sind gemeiniglich die Dinge, worauf sie sich brüsten. Hier zeigen sich die meisten Menschen als wahre Kinder. Der Besitz der lächerlichsten Kleinigkeit, durch den sie eigentlich so wenig an wahrem Werth gewinnen, so wenig ihnen die Entbehrung derselben zum Nachtheil gereichen würde, kann ihr Herz mit Stolz und Hoffart erfüllen.

Wir wissen es ganz wohl, daß wir hier nichts neues sagen. Schon lange ist diese Bemerkung gemacht, schon von vielen ist diese hier erwähnte Schwachheit der meisten Menschen gerügt, belacht und beweinet worden; allein sie findet demohngeachtet noch statt, ja sie scheint eher zu- als abnehmen zu wollen.

Da nun dieses überhaupt eine menschliche Krankheit ist und die größten Monarchen der Erde bey aller ihrer Grösse und Hoheit doch auch noch Men-

schen bleiben, so können allerdings auch diese damit angesteckt, so kann sie also auch zur Königskrankheit werden. Ob sie nun gleich auch dann noch an und vor sich selbst die nemliche Krankheit bleibt, so hat sie doch, wenn sie dieses wird, in Rücksicht auf die Umstände und Verhältnisse gesalbter Patienten, ihr Eigenes und Besonderes. Sie wird desto wichtige und schädlicher, je wichtiger der Patient ist.

Großer Stolz ist gemeiniglich mit großer Schwachheit verbunden. Diejenigen Menschen sind gewöhnlich am stolzesten, die es es am allerwenigsten seyn sollten. Der wahre Weise und Verdienstvolle äussert Demuth und Bescheidenheit. Eben seine Weisheit läßt ihn einsehen, daß der Mensch, so viele und große Vorzüge er auch vor Andern haben mag, doch immer noch ein unvollkommenes, mit vielen Schwachheiten und Mängeln kämpfendes Geschöpf bleibt und daß sich der wahre innere Werth nicht in äussern Glanz zu hüllen, nicht mit Truthahnstolz zu brüsten braucht, um sich sichtbar, um sich bey Andern geltend zu machen. (b)

Es

Es ist natürlich, daß ein solches vereinigtes Paar wie Stolz und Schwachheit, seltene Carrikaturen von Handlungen erzeugt, die desto auffallender und bedeutender werden, je mehr Macht und Gewalt diejenige Person in Händen hat, in welcher sich dieses Paar vereinigt. Man will sich vor Andern auszeichnen, will Aufsehen erregen, man will sich einen grossen Ruhm, einen unsterblichen Namen erwerben, und weil man nicht erleuchtet und stark genug ist, dieses auf die rechte Weise und durch die gehörige Anwendung der rechten Mittel zu thun, so verfällt man gemeiniglich auf allerley Thorheiten, die freilich nichts weniger als eine rühmliche Unsterblichkeit gewähren können. An Beyspielen dieser Art ist die Geschichte sehr reichhaltig. Obiges Zeichen bringt uns eins der vorzüglichsten ins Gedächtniß. Jene ungeheuern Steinmassen, die unter dem Namen der Pyramiden weltbekannt sind, beweisen es deutlich, daß diese hier erwähnte Krankheit auch schon in den ältesten Zeiten unter den Menschen statt fand.

Ein König des alten Egyptens, viel zu stolz sich mit seinem Herrscherloos zu begnügen und nach ausgespielter Rolle in der Stille wieder vom Schauplatz abzutreten, dürstet nach eitler Grösse und Ehre. Er will bey der Nachwelt Staunen und Bewunderung erregen, will sich einen unvergänglichen Ruhm und Namen verschaffen, er will dem Tode, der Vergänglichkeit trotzen und Göttergrösse erreichen. Und was thut er zur Erreichung dieser seiner großen und stolzen Absichten? Wendet er etwa alle Mühe an, sich wahre Weisheit zu verschaffen? trachtet er nach wahren Verdiensten? läßt er sichs angelegen seyn, alle seine Königs- seine Vaterpflichten zu erfüllen? sein Reich, seine Unterthanen in den möglichst besten Zustand zu versetzen? übt er große Tugenden, edle auf wahres Menschenwohl hinzielende Handlungen aus? O nein! er bietet Hunderttausende seiner Unterthanen auf, läßt diese eine lange Reihe von Jahren hindurch Steine sammeln, aushauen und auf einander thürmen. Und diese ungeheure, von Andern zusammengesezte Steinmasse soll ihn verewigen, ihn groß, bewunderungswürdig,

würdig, soll ihn unsterblich machen. Welch eine Thorheit! Wie krank muß die Seele seyn, die sich durch so etwas auszuzeichnen sucht!

Der Aufenthalt des Menschen auf dieser Erde ist leider von so kurzer Dauer, und gleichwohl giebt es doch für denselben so viel Nothwendiges und Nützliches zu thun. Auch derjenige, dessen Wirkungskreiß noch so klein ist, hat seine Lebensaugenblicke weislich zu benutzen, wenn er anders mit dem ihm zukommenden Tagewerk nur einigermassen fertig werden, wenn er nur das Nöthigste, das Hauptsächlichste, wozu ihn seine Bestimmung verpflichtet, vor seinem Tode vollenden will.

Ist nun aber dieses, so hat ja derjenige, dem die Vorsehung einen wichtigern Posten anvertrauet, einen größern, mehrumfassenden Wirkungskreiß gegeben hat, um so mehr Ursache, mit jedem Augenblick seines Lebens zu geitzen, so kann dieser um so weniger so viel Zeit, Mühe und Kräfte auf ganz unnütze Dinge verwenden, die der vernünftigen Nachwelt blos zum Beweis von der großen Thorheit ihres Urhebers dienen.

Könige haben unstreitig den größten, den ausgebreitetsten Wirkungskreiß. Wenn sich auch in einem König der Fleiß, die Thätigkeit und die Kräfte mehrerer Menschen vereinigten, und ihm jeder seiner Lebenstage noch einmal so lang als die der andern Menschen würde, es würde ihm demohngeachtet gewiß nicht an nothwendigen Berufsarbeiten fehlen, er würde nicht nöthig haben, über Mangel an Zeitvertreib zu klagen und sich aus Langerweile mit unnützen oder wohl gar schädlichen Dingen abzugeben.

Es ist daher sehr traurig und für viele, viele Menschen höchst nachtheilig, wenn ein Gesalbter, dem die Vorsehung einen so großen Wirkungskreiß gegeben hat, an dieser Krankheit leidet, wenn Stolz und Uebermuth sein Haupt mit Schwindeleyen erfüllen und er schwach genug ist, dieselben wirklich ausführen zu wollen. Nicht genug, daß dann dasjenige, was am allererstenn geschehen sollte, das Wichtigste und Nützlichste gemeiniglich ganz und gar unterbleibt, so werden auch noch schädliche Handlungen unternommen, so werden Zeit, Kräfte und Ko-

sten

ken auf Dinge verwendet, die wenn sie auch nicht immer geradezu zum Nachtheil gereichen, doch gemeiniglich wenigstens ganz unnütze, der darauf verwendeten Mühe, Kosten und Zeit ganz unwerth sind. Das allgemeine Beste leidet allemal darunter: denn wenn auch dadurch eben keine Verschlimmerung des Ganzen verursacht werden sollte, so wird doch auch keine Verbesserung dadurch bewirkt. Und ein Staat kann doch wohl von seinem Oberhaupte mit Recht verlangen, daß es sich die allgemeine Verbesserung und Vervollkommnung auf das ernstlichste angelegen seyn und dieselbe so viel wie möglich zu befördern suchen solle.

Wieviel Gutes und Nützliches könnten nicht die vereinigten Kräfte von hunderttausend Menschen nur eine Reihe von zehen Jahren hindurch bewirken, wenn ihre Thätigkeit vernünftig geleitet und auf die rechten Gegenstände gerichtet würde. Und in unserer Menschenwelt giebt es wahrlich noch genug zu thun. Wir sind noch lange nicht so weit, daß wir ohne etwas nöthigeres und nützlicheres zu versäumen, blos Steinhaufen auf einander thürmen könnten.

Wer nur viel Macht und viele Kräfte besäße, an Gelegenheiten Gutes wirken, sich um die Menschenwelt verdient machen zu können, fehlt es nicht.

O! ihr Gesalbten, ihr Großen der Erde! ihr seyd diejenigen, denen die Vorsehung vor allen andern Menschen vorzügliche Macht und Gewalt anvertrauet hat! Euch stehen zur Erreichung eurer Absichten viele Mittel und Wege zu Gebot, auf deren Gebrauch andere nicht zum Herrschen erkohrne Menschen Verzicht thun müssen! ihr könnt über Schätze, über vieler Menschen Fleiß, über vieler Menschen Kräfte gebieten! ihr seyd Regenten, seyd die Seele von einem ganzen Staatskörper; euer Anordnen ist für viele Tausende gültig, euer Wille für ein ganzes Volk Befehl; ihr könnt und sollt also auch vorzüglich viel Gutes und Nützliches thun. Diese große Macht und Gewalt ruht nicht deswegen in euern Händen, damit ihr euch theure Zeitvertreibe und Ergötzlichkeiten verschaffen, damit ihr stolze Absichten und Wünsche erfüllen, herrschsüchtige, auf eitle Grösse abzielende Pläne ausführen könnet; o! nein! diese euch anvertraute Macht und Gewalt sollt ihr

einzig und allein zum Wohl der Menschheit, zum Besten des Staatskörpers anwenden, dessen Oberhaupt ihr seyd! Irdische Herrlichkeit und Pracht, blutige Eroberungen und Siege, prunkvolle, rauschende Ergötzlichkeiten, prächtige Gebäude können euch keine wahre Größe, keine rühmliche Unsterblichkeit, können euch nicht den Beyfall, die Liebe der vernünftigen Nachwelt gewähren. Man staunt die auf euerm Befehl aufgethürmten Steinmassen an, liest die stolzen Aufschriften und — seufzt — seufzt über die große Verblendung, über die verlorne Zeit, über die so unnütz verschwendeten Kräfte und Kosten!

Vivere tota vita discendum est, et quod magis fortasse miraberis, tota vita discendum est mori. Tot maximi viri, relictis omnibus impedimentis quum divitiis, officiis, voluptatibus renuntiassent, hoc unum in extremam usque aetatem egerunt; plures tamen ex iis nondum se scire confessi, e vita abierunt. Magna res est haec, et diu discenda — vivere noluit, qui mori non vult.

Seneca.

Es ist wahr, man hat nichts weniger als einen angenehmen, reitzenden Anblick, wenn man den al-

ten

ten Knochenmann so recht ins Auge faßt und ihn beherzigt. Man mag ihn betrachten wie und wo man will, so empfindet man gewiß nicht so leicht ein Verlangen nach seiner Gegenwart, eine Sehnsucht nach seinen Umarmungen. Die Gefühle, die dieser Anblick erregt, gehören nicht unter diejenigen, die man gerne hat und oft zu empfinden wünscht, und so gewiß man ihn auch in der Ferne auf sich zukommen sieht, so fühlt man doch, wenn man anders nur etwas Lebensgenuß hat, keinen sonderlichen Drang, ihm zu winken, daß er seine Schritte beschleunigen möchte. Es ist dahero nicht zu bewundern, wenn man in den Gemählbegallerien der Großen und Reichen eher die mediceische Venus als dieses Gerippe mit seiner Uhr und Sense antrift.

Ich weiß nicht, warum Menschen und besonders Christen den Tod unter einem so affrösen Bilde vorstellen. Es kann zu nichts dienen, als daß es zu irrigen Meynungen und Begriffen Anlaß giebt und daß es die Furcht vor dem Tode, die ohnedem schon groß genug ist, noch vermehrt. Warum die Trennung der Seele von dem Leib unter einem so unfreund-

freundlichen, abschreckenden Bilde vorgestellt? Es ist ja nichts weniger als demjenigen entsprechend, was uns Philosophie und Religion davon lehren. Ein solches Bild, so voll Ernst es auch übrigens seyn möchte, sollte doch auch etwas Beruhigendes, Erfreuliches und Hoffnungsvolles verrathen. Wo ist aber an diesem Knochengerippe nur das Geringste davon zu entdecken? Es bleckt einen an und scheint sagen zu wollen, „siehe dein Ebenbild! bald komme ich und dann wirst du mir in kurzer Zeit ähnlich seyn!“ Eine Versicherung, die freilich auch für den elendesten Menschen wenig Erfreuliches und Trostreiches hat. Und gleichwohl ist der Tod bey weiten das fürchterliche, schaudererregende Ding nicht, wofür er gewöhnlich angesehen und ausgegeben wird. Man muß ihn nur aus dem rechten Gesichtspunkte betrachten und gehörig über ihn nachdenken. Mit der Kunst recht zu leben, erlernt man auch die Kunst recht zu sterben. Wer vor dem Tod zittert, sich übertrieben vor demselben fürchtet, dem fehlt es ganz gewiß an richtigen Begriffen von dem gegenwärtigen Leben.

Mag nun das gewöhnliche Sinnbild des Todes auch einen noch so zurückschreckenden, grausvollen Anblick gewähren, es steht doch eigentlich in eines jeden Menschen Macht, sich gegen die Schrecknisse seiner lezten Stunden, soviel wie möglich zu bewaffnen und sich seinen Abtritt von diesem gegenwärtigen Schauplatz — wenn auch just nicht angenehm und freudenvoll, doch wenigstens erträglich zu machen. So wie man aber nach der Versicherung des weisen Seneca an der Kunst zu leben, seine ganze Lebenszeit hindurch zu lernen hat, so läßt sich die Kunst zu sterben auch nicht etwa nur erst in den lezten Augenblicken seines Daseyns eigen machen. Man muß mit der Erlernung dieser schweren Kunst beyzeiten anfangen, wenn man es in derselben zu einiger Fähigkeit bringen will. (i)

Es ist in der That eine sehr große Thorheit, wenn Menschen eine ihrer allerwichtigsten Angelegenheiten ganz aus den Augen verlieren und so thun als ob sie gar kein Interesse für sie hätte. Viele scheinen sich in Ansehung der Unruhe der übergroßen Angst und Furcht, die ihnen der Tod verursacht, dadurch

durch helfen zu wollen, daß sie sich alle Mühe geben, das Andenken an denselben zu unterdrücken, daß sie sorgfältig alles vermeiden, alles von sich entfernen, was nur im geringsten Anlaß zur Erinnerung an ihr Ende geben kann. Es ist als ob sie wähnen, daß sie diesen ihren gefürchteten Feind selbst mit dem verhaßten Andenken an ihn von sich entfernen könnten. Da nun aber dieses nicht möglich ist, da für einen jeden Menschen, er mag übrigens so oft oder so selten wie möglich daran gedenken, ganz unvermeidlich gewiß eine lezte Stunde kömmt, so begehen dergleichen Leute nicht nur eine große Thorheit, sondern sie handeln auch dadurch geradezu wider ihr eigenes Bestes: denn ihr lezter Seigerschlag muß ihnen dann desto fürchterlicher klingen. Solche bereiten sich, wenn ihnen anders Gottes Erbarmung nicht zu statten kommt, eine schreckliche, eine verzweiflungsvolle Lage zu.

Wir haben bisher von verschiedenen Krankheiten der Könige geredet, haben gesalbte Patienten mancherley Art geschildert. Wir werden wohl nicht irren, wenn wir behaupten, daß allen diesen Patienten

tienten der Tod kein angenehmer, willkommner Freund seyn möchte. Zu allen diesen Krankheiten gesellt sich gröstentheils ein Fieber, das sich in einem Schaudern und Zittern vor dem Tode äussert und den Patienten zu schach macht, das Andenken an denselben ertragen zu können. So lange die Hauptkrankheit nicht gehoben wird, verliert sich auch dieses Fieber nicht und zwar um so weniger, da zur Vertreibung desselben gewöhnlich ganz falsche Mittel angewendet werden, die das Uebel nicht heben, sondern nur auf einige Zeit betäuben und dann die stärksten Recidive nach sich ziehen.

Je mehr überhaupt der Mensch sinnlichen Genuß hat und liebt, je tiefer er sich in die Erde einwühlt, je mehr er sein Herz an die Dinge hängt, die ihn hier umgeben, je weniger er sein gegenwärtiges Leben im Zusammenhange mit seiner Fortdauer nach dem Tode zu betrachten gewohnt ist, je mehr er blos für den gegenwärtigen Augenblick lebt; desto erschrecklicher und fürchterlicher muß ihm der Tod seyn. Denn im Tode hört aller sinnliche Genuß auf, durch ihn verliert ein solcher alles, was ihm lieb und theuer

ist, alles was ihm Lust und Freude gewährt. Die Verwandlung und Veränderung, die der Tod bewirkt, ist freilich ausserordentlich groß. Er macht mit einemmale aller irdischen Herrlichkeit und Hoheit, allen sinnlichen Vergnügungen, Ergötzlichkeiten und Lieblingsfreuden, allem eitlen Prunk ein Ende. Der nur für die Körperwelt lebende, blos sinnliches Wohlleben suchende Mensch verliert im Tode alles. Da wird der Mächtigste unmächtig, der Reichste arm, der Schönste häßlich, der Vornehmste gering.

„Der Weg vom Thron ins Grab," sagt ein Weiser, „ist schwer, ist fürchterlich." Vertauscht der lebenslustige Hüttenbewohner nicht gern seine elende, armselige Wohnung mit der Todtengruft, wie weit unlieber wird dieß einer von den Erdengöttern thun, der im Vollgenuß aller sinnlichen Freuden und Vergnügungen lebt? (k)

Es kommt aber auch hier alles auf gewisse Umstände an. Der Weg zum Grab — er gehe übrigens von dem glänzendsten Throne oder von der elendesten Hütte aus — kann auch leicht, kann wirklich angenehm

genehm seyn. Beyde, der Thronbesitzer sowohl als der Hüttenbewohner, können durch den Tod gewinnen. Sie müssen nur beyde die Lehren des weisen Seneca befolgen.

So schwer auch die meisten der in diesen Blättern erwähnten Krankheiten zu heilen seyn mögen, so zweifeln wir doch nicht, daß es gewisse Mittel geben sollte, die, wenn sie gehörig gebraucht werden, Kraft genug besitzen, dergleichen Patienten die Genesung zu verschaffen. Es läßt sich freilich hier nicht viel Gewisses fürs Allgemeine bestimmen, da bey der Wahl und dem Gebrauch eines solchen Heilungsmittels sehr viel auf die besondere Beschaffenheit eines jeden kranken Individui ankommt, und der Fall wirklich statt haben kann, daß das Uebel bey diesem oder jenem ganz unheilbar ist. Es giebt Körper, die so zerrüttet sind, daß sie auf Gesundheit auf immer verzicht thun müssen; so kann es auch Seelen geben, die so krank und verdorben sind, daß sie gar keiner Genesung mehr fähig werden können und die besten, die kräftigsten Mittel ohne Wirkung für sie

bleiben. Beyspiele dieser Art kann die Geschichte genug aufstellen.

So wenig wir nun für dergleichen Patienten der Arzt machen und uns mit der Hoffnung schmeicheln wollen, als ob durch uns auch nur irgend einer zur Genesung gelangen sollte; so können wir doch nicht unterlassen, da uns besonders obiges Zeichen Anlaß dazu giebt, zum Beschluße noch eines Mittels zu gedenken, das sehr wohl für ein Universalremedium wider alle diese Krankheiten gelten kann. Es ist dieses ein lebhaftes Andenken an den Tod. Ein solches Andenken ist zwar allen Menschen heilsam, den Großen der Erde aber vorzüglich dann, wann sie unter die Patienten gehören, von welchen hier die Rede war. Dann handeln sie sehr gut, sehr zu ihrem Vortheil, wann sie sich von dem Knochenmann mit seiner Sense und Sanduhr ein Konterfey machen lassen und demselben in ihrem Zimmer ein Plätzchen einräumen, wo es ihre Augen von Zeit zu Zeit schauen, und dadurch das Andenken an ihre letzte Stunde erneuern können.

Ist ihr Herz wirklich von dem Wahn erfüllt, als ob sie mehr als Menschen, als ob sie Götter wären, so kann und wird ihnen dieses Gerippe das Gegentheil zeigen; es kann ihnen Demuth und Bescheidenheit lehren, kann ihnen die Wahrheit laut und nachdrücklich vorpredigen: auch ihr seyd Menschen — seyd bey aller eurer Hoheit, bey aller eurer Herrlichkeit und Macht, bey weitem das nicht, wozu euch die feile Zunge elender Schmeichler erhebt. Auch euch stehet so gut wie dem geringsten Bettler eine letzte Stunde bevor. Alle eure Macht kann euch nicht von der zerstöhrenden Gewalt meiner Sense befreyen. Das was ihr jezt besitzt, die Vorzüge, die euch zu Theil wurden, alles was euch euer Stand gewährt, ist nur erborgt, ist euch nur auf einige Zeit geliehen, nur eine Zeit lang anvertrauet; es kommt eine Zeit, wo ihr dieses alles wieder hergeben, wo ihr von dem Gebrauche desselben Rechenschaft ablegen müssst. Bald wird das Ende eures Körperlebens daseyn. Denn schnell, unaufhaltbar eilen die Stunden dahin! o laßt euch deswegen eure Lebenszeit wichtig, laßt sie euch theuer seyn! kauft und

 jeden

jeden Augenblick derselben aus, sucht ihn weislich zu benutzen, gut anzuwenden, vollendet euer Tagewerk: denn dann, wann ich erscheine, müßt ihr damit fertig, dann müßt ihr zum Abtritt von diesem Schauplatz bereit seyn! dann ist es zu spät, nun erst leben, nun erst wirken zu wollen;

Ein lebhaftes Andenken an den Tod kann also die Götter der Erde daran erinnern, daß auch sie Menschen sind; und wenn dieses wirklich geschieht, so werden sie ganz natürlich auch nie vergessen, daß sie Seelen haben. Der Mensch besteht ja aus Leib und Seele, wenn Könige ihr Menschseyn erkennen, so werden sie auch nicht zweifeln, daß ihnen die Theile eigen sind, deren zusammengesetztes Ganzes einen wahren Menschen ausmacht. Es ist aber nichts weniger als einerley, ob Könige dieß erkennen oder nicht — nicht einerley in Ansehung ihrer selbst und in Ansehung vieler Anderer. Ein Gesalbter, der es nicht glaubt oder vergißt oder wenigstens sichs nicht immer deutlich bewußt ist, daß er eine Seele habe, wird ganz anders handeln als ein solcher, der von

dem

dem Daseyn des edelsten Theils seines Ichs überzeugt ist und immer an denselben denkt.

Wer wenig oder gar nicht an seine Seele denkt, der wird sie gewiß auch vernachlässigen, der wird sehr wenig für ihre Ausbildung, für ihre Veredlung und Vervollkommnung thun. Und unterläßt er es, für seine eigene Seele zu sorgen, so wird er sich um so weniger um die Seelen Anderer bekümmern. Menschen mit verdorbenen, vernachlässigten Seelen können aber unmöglich eine wahre Glückseligkeit genießen. Und gleich wohl ist es eines jeden Regenten vorzüglichste Pflicht, so viel in seinen Kräften steht, zur Bewirkung und Beförderung einer wahren Wohlfarth aller seiner Unterthanen beyzutragen. Wie kann er aber dieses, wenn er an sich und an Andern bloß Körper sieht und an den edelsten Theil des Menschen gar nicht denkt?

Was für elende, armselige Geschöpfe wären wir Menschen, wenn dieser hinfällige, gebrechliche Körper unser ganzes Ich ausmachte! Wer auf seinen Körper stolz ist, auf diesen seine Hofnung, sein Vertrauen setzt, darf nur an den Tod denken; der kann

ihm die Richtigkeit desselben recht deutlich zeigen und ihn den Werth seiner unsterblichen Seele erkennen und schätzen lernen. (l)

Könige, die das Ende bedenken, die sich fleißig an ihre lezte Stunde erinnern, wo ihre Macht, ihre Herrlichkeit aufhört und sie das Schicksal aller Sterblichen an sich erfahren müssen, Könige, die dieses alles immer recht erwägen, werden gewiß nicht so leicht zu Tyrannen ausarten. Sie werden von ihren Unterthanen lieber geliebt als gefürchtet seyn wollen. Der Unterschied zwischen einem blos gefürchteten und einem geliebten Landesherrn wird gemeiniglich erst nach dem Tode derselben recht sichtbar. Der Erste kann immer nicht bald genug sterben, der Lezte hingegen nicht lange genug leben. Wenn der Erstere stirbt, so jubelt und freut sich alles, da hingegen bey dem Ende des Leztern alles trauret und ihm den geliebten scheidenden Vater Thränen der Liebe nachweint. (m)

Ein lebhaftes Andenken an den Tod wird Könige auch ihre Krone, das heißt, ihren hohen wichtigen Herrscherberuf mit Ehrfurcht zu betrachten leh-

ren. Der Tod stellt ihnen ihre Unvollkommenheit und Nichtigkeit vor Augen, zeigt ihnen, wie wenig Vorzügliches sie eigentlich ihrem Wesen nach vor andern Menschen besitzen, wie ähnlich, wie gleich sie ihnen sind. Wenn sie nun bedenken, wie sie demohngeachtet so große, ausgezeichnete Vortheile und Vorzüge vor vielen tausend Andern genießen und auf welchem bedeutenden, wichtigen Posten sie stehen, so muß dieses, statt Stolz zu erzeugen und zu vermehren, denselben vielmehr vermindern und dämpfen. Je mehr sie sich über Andere erhöhet sehen, desto mehr werden sie sich dann vor demjenigen demüthigen, der sie so vielen Andern vorgezogen und so hoch erhoben hat. Der so schädliche als thörichte Wahn, als ob es so seyn müßte und man dieses alles nicht nur verdiente, sondern auch wohl noch größerer Vortheile und Vorzüge würdig wäre, wird bey solchen, die durch das Andenken an den Tod zur richtigen Erkenntniß ihrer selbst gebracht werden, gewiß nicht statt finden. (n)

Eben so kann auch die Vergegenwärtigung des Todes ein gutes, wirksames Mittel wider die Krank-

heit gesalbter Patienten abgehen, welche sich dadurch äussert, daß sie sich mehr mit Nebendingen als mit der Hauptsache beschäftigen. Eine solche Krankheit ist gefährlich und schädlich, ein jedes Mittel, das zur Genesung von derselben dient, muß also willkommen seyn. Es kommt freilich darauf an, was für eine Vorstellung man von dem Tode und von dem Zustande nach demselben hat. Bey demjenigen, der sich unter demselben ein gänzliches Aufhören und Zurückkehren in das vorige Nichts denkt, wird das Andenken an den Tod freilich die Wirkungen nicht hervorbringen, die es bey einem andern äussert, der den Tod als einen Uebergang in ein anderes Leben ansieht und an eine Unsterblichkeit der Seele glaubt. Dieser Leztere müßte eine große Portion Leichtsinn besitzen, wenn er nicht dadurch von allen schädlichen Spielereyen abgehalten und hingegen zur Erfüllung seiner Pflichten auf das ernstlichste und nachdrücklichste bewogen werden sollte.

Nicht weniger gut und heilsam ist dieses oben erwähnte Remedium auch dann, wenn ein Großer,

ein

ein Mächtiger der Erde sich so weit vergißt, daß er seine Grösse, seine Macht misbraucht und, wie wir uns im zweyten Abschnitte des zweyten Quarts ausgedrückt haben, den Scepter für einen Backel hält, mit welchem er zuschlagen kann und darf wie er will. Der Gedanke an den Tod erregt in uns auch den Gedanken an eine Belohnung oder Bestraffung, an einen Tag der Rechenschaft. Und wer könnte an diesen so wichtigen Tag im Ernste denken, ohne vom Misbrauch der ihm anvertrauten Dinge abgehalten und zu dem rechten Gebrauch derselben aufgemuntert und angetrieben zu werden? Da die Großen der Erde selten so glücklich sind, einen oder mehrere rechtschaffene, gewissenhafte und von Menschenfurcht freye Männer um sich zu haben, die Freymüthigkeit genug besitzen, die Wahrheit laut zu sagen und dann und wann, wenn etwa diese oder jene von den wichtigen Pflichten in Vergessenheit gerathen sollte, zwar mit gebührender Bescheidenheit doch aber auch so viel nie möglich mit Nachdruck daran zu erinnern, so sind dergleichen Mittel, die allenfalls die Stelle solcher Männer einigermassen ersetzen können.

nen, nichts weniger als überflüssig. Der Tod ist kein Schmeichler, und wenn man sein Portrait immer vor sich hängen hat, so kann es einem manche nützliche Wahrheit zu Gemüthe führen.

Wer zur Erreichung seiner Zwecke unrechte Mittel ergreift und anwendet, handelt nicht weise. Denn die Weisheit bestehet eben darinnen, daß man zur Erreichung seiner guten Absichten die besten, die schicklichsten Mittel anwendet. Kann aber irgend etwas den Menschen auf den rechten Weg zur wahren Weisheit bringen, so sind es gewiß Betrachtungen über den Tod.

Wir würden jedoch gar zu weitläuftig werden, wenn wir alle die verschiedenen Krankheiten der Könige hier noch einmal einzeln durchgehen und unsern Lesern zeigen wollten, daß das Andenken an den Tod gegen eine jede derselben ein gutes, wirksames Medium abgeben könne. So viel ist gewiß, daß ein jeder Mensch — er sey übrigens ein Herrscher oder ein Beherrschter — der fleißig an sein Ende denkt, nicht so leicht in Gefahr kommen wird, ein verkehr-

tes,

tes, sich und Andern schädliches Leben zu führen. Regenten, die ihren Abtritt von dem Schauplatz, auf welchem sie eine so glänzende Rolle spielten, immer vor Augen haben, werden gewiß auch der Sonne gleich, Licht und Wärme um sich herum zuverbreiten suchen. So wenig sie auch allen äussern Glanz von sich zu entfernen nöthig haben, so wird es doch auch weit von ihnen entfernt seyn, in Ansehung desselben zu weit zu gehen und ihre ganze Würde und Hoheit darein zu setzen, und der Sonne nur in Ansehung ihres Glanzes, nicht aber auch in Ansehung ihrer übrigen Wirkungen ähnlich werden zu wollen. Weit entfernt, den Ueberfluß, der um sie herum herrscht, unnützen Schwelgern verschwenden zu lassen, werden sie vielmehr jede Gelegenheit mit Freuden benutzen, wo sie damit erquicken und laben, wo sie mit einem Theil ihres Ueberflußes, helfen, unterstützen, erfreuen und beglücken können. Die Handhabung der Waage wird ihnen wichtig seyn. Gleich jenem vortreflichen König Moar werden sie unermüdet darüber wachen, daß ihren Unterthanen richtig gewogen werde, damit

auch

auch sie einst, so wie dieser der ernsten Waage des gerechten alles vergeltenden Richters ruhig entgegen blicken können.

Hoc reges habent
Magnificum et ingens nulla quod rapiet dies:
Prodesse miseris, supplices fido lare
Protegere!

Erläu-

Erläuternde Anmerkungen

vom

Herausgeber.

Suum cuique.

Erläuternde Anmerkungen.

(a)

Wenn uns die Vorsehung zu Landesherren erhoben hätte, so würden wir es unsere vorzüglichste Sorge seyn lassen, aus allen unsern Unterthanen vernünftige Leute zu machen. So wie sichs überhaupt mit vernünftigen Leuten sehr gut umgeht, so lassen sich auch Vernünftige am besten beherrschen, voraus gesetzt, daß dieß Beherrschen auch auf eine vernünftige Weise geschieht. Ein vernünftiger Unterthan sucht die große Bürde, die auf seinem Beherrscher liegt, nicht zu vermehren, sondern zu erleichtern. Er verkennt die guten und weisen, auf das allgemeine Beste abzielende Absichten desselben

nicht, statt sie vereiteln zu wollen, befördert er sie vielmehr, gesezt daß sein Privatinteresse auch nicht allemal augenscheinlich dabey gewännen; er ehrt weise Gesetze und befolgt sie gerne. Er verlangt von seinem Regenten keine überirdischen Eigenschaften, keine Vollkommenheiten, die ein Mensch, er sey übrigens König oder Bettler, einmal nicht haben kann. Nie verliert er die schuldige Ehrfurcht aus den Augen und seine Urtheile über seinen Herrn und dessen Regierung sind menschenfreundlich und schonend. Da wo unzufriedene Träumer und Schwindelköpfe ihr unsinniges Geschwätze treiben, schweigt er bescheiden und wendet unwillig sein Ohr davon weg. Er drückt da gerne das Auge zu, wo verzeihliche Staatsgebrechen zu erblicken sind, eingedenk der großen Wahrheit, daß auch die weiseste, die künstlichste Staatsverfassung noch ihre Mängel behält und daß sichs überhaupt leichter tadeln als verbessern läßt. Wohl dem Regenten, der vernünftige Unterthanen hat! —

(b) Wem mehr zu thun obliegt als die Kräfte eines Menschen zu leisten vermögen, der hat ganz

natür-

natürlich die Hülfe Anderer nöthig. Das Oberhaupt eines Staats, er sey übrigens auch noch so klein, kann unmöglich alles allein verwalten. Der Monarch eines großen, weitläuftigen Reichs kann also dieses noch viel weniger. Auch der weiseste König kann nicht allweise, auch der mächtigste nicht allmächtig seyn. Ein jeder muß zu den wichtigen Regierungsgeschäfte nothwendig Gehülfen haben. Ein jeder hat also in so fern auch fremdes Licht nöthig. Sehr gut ist es für einen Regenten und für sein Land, wenn er in der Wahl seiner Gehülfen, seiner Beamten glücklich ist. Die Prüfung und Unterscheidung der Geister ist aber leider auch nichts leichtes; da wo sich nicht selten der Irrwisch den Schein eines Sonnenstrahls zu geben weiß, ist hierin leicht zu irren. Auch der würdigste, der weiseste Monarch kann in Gefahr kommen, in Ansehung dieser Wahl zu irren. Geht es doch jenen geheimnißvollen Herren, die mit dem Besitze des wahren Lichtes prangen, auch nicht besser. Wie oft schleicht sich ein unreiner, der Finsterniß gewohnter Geist mit hinter den Vorhang zum Anschauen, da dem Vorgeben

nach, doch nur reine, im Lichte wandelnde Geister dahin gelangen sollen.

(c) Wenn wir die Lage des größten Theils der gegenwärtigen Menschenwelt überschauen und dann vom Gegenwärtigen auf das Zukünftige schließen, so fühlen wir einen Drang, dem Verfasser aus der Ferne zuzurufen, daß er sich der Erfüllung dieses hier geäusserten Wunsches gewiß zu erfreuen haben werde. Mit Vergnügen blicken wir hinauf zu den Sternen, die gegenwärtig am politischen Firmament in einem so soliden Glanze stehen. Wir freuen uns ihrer und sind in der zuversichtlichen Hofnung glücklich, daß alle ihre würdigen Nachfolger in ihre Fußstapfen treten und eben so liebreich, so sanft, so segensvoll von der Höhe herabglänzen werden.

(d) Wir müssen der Billigkeit gemäß den Verfasser als einen so ziemlich unpartheyischen und richtig sehenden Mann rühmen, dem wir im Ganzen genommen unsern Beyfall nicht versagen können. Allein wir müssen auch gestehen, daß er nach unserer Meynung hier und da eine große Portion Hypochondrie verräth. Wir bedauren ihn deswegen

desto mehr, je mehr wir aus eigner Erfahrung wissen, welch ein peinliches Gefühl dieses Uebel demjenigen gewährt, den es drückt. Wenn es anfängt zu toben, so kann es die hellsten Augen trüben, und über die erfreulichsten, aufmunterndsten Gegenstände wirft es einen schwarzen Schleier, so daß man nicht selten da, wo man sich freuen, wo man lachen sollte, klagt und weint. In der Gallerie der Einbildung eines Hypochondristen hängen gewöhnlich lauter traurige, schwarze Bilder, die ihn eben so quälen als ob sie wirklich existirten. Dieses Uebel macht ihn mistrauisch und furchtsam und er erblickt nicht selten da lauter Gift, lauter Schlangen und Teufel, wo von dem allen nicht das Geringste zu finden ist. Wir sind weit entfernt, uns den Ruhm der Entdeckung eines Himmels in der lieben Menschenwelt anmassen zu wollen und geben gerne zu, daß es im Ganzen traurig genug in derselben aussieht und daß es allerdings besser seyn könnte und sollte; allein manche Schilderungen von der Bosheit, Verwirrung und Unordnung, von Noth und Elend unter den Menschen sind doch wohl auch über-

trieben. Kinder sind Kinder und überhaupt Menschen sind Menschen. Es kann unter Kindern nicht so wie unter gesetzten erfahrungsvollen Greisen und unter Menschen nicht so wie unter Geistern, wie unter Wesen höherer Art zugehen. Freilich würde es ganz anders auf unserer Erdkugel aussehen, wenn jeder Mensch die möglichst beste Erziehung und Ausbildung seines Kopfes und Herzens erhielte und auch erhalten könnte; aber so wächst ja immer der größte Theil der Menschen ohne alle Cultur, nicht viel besser wie die Thiere auf und das bischen Vernunft kommt nie zur Reife; es bleibt ein schwacher alimmender Funke und wird nie zu einem hell brennenden Licht; kein Wunder also, wenn man sich da so oft verirrt, so oft in labyrinthische Gänge sich verliert und bis ans Ende in denselben herum taumelt.

(e) Der Verfasser berührt hier einen äusserst wichtigen Gegenstand. Wer es weiß, wie viel überberhaupt bey einem jeden Menschen auf die Erziehung ankommt, der wird es wohl nicht leugnen, daß die Erziehung eines Thronerben unter die aller-

wichtig-

wichtigsten Dinge eines Reichs gehöre. Wir haben Beyspiele von Fürsten, die es den Erziehern ihrer Kinder zum Gesetz machten, ihren Zöglingen von den ihnen angebornen Vorzügen nichts merken zu lassen bis sie zu einem reifern Alter gelangt wären, wo nicht so leicht mehr ein Misbrauch dieser Vorzüge von ihnen zu befürchten seyn dürfte. Diese Beyspiele sind unstreitig gut und nachahmungswürdig. Von dem verewigten Kaiser Leopold wird es gerühmt, daß er sich die Erziehung seiner Kinder habe sehr angelegen seyn lassen. Wenigstens haben wir ihn in seiner sonstigen Residenz Florenz als einen sehr guten und sorgfältigen Familienvater preißen hören. Humanität und Herablassung soll deswegen allen seinen hinterlassenen Prinzen und Prinzessinen vorzüglich eigen seyn; auch soll man keine Lüsternheit nach den Süssigkeiten, die die Schmeicheley aufzutischen pflegt, an ihnen bemerken.

(f) Wenn wir nicht aus sichern Nachrichten das Gegentheil wüßten, so würden wir in Versuchung kommen zu glauben, als ob das Ende dieses Abschnitts von einem ganz andern Verfasser wäre, so

auffallend verschieden scheint uns dieses vom Eingange desselben zu seyn. Unter sehr starken Anfällen von Hypochondrie muß der Verfasser diesen Abschnitt angefangen haben und gegen das Ende desselben sieht man dieses Uebel recht deutlich wieder abnehmen. Indem man den Anfang liest wird man wohl nicht so leicht die hier geäusserten toleranten Gesinnungen erwarten.

Wenn es nun einmal hienieden keinen ganz vollkommen Gesunden geben kann und der Wunsch des Verfassers in Ansehung eines Wunderkräutleins wohl auch nicht so leicht erfüllt werden dürfte; so müssen wir freilich zufrieden seyn und uns glücklich schätzen, wenn sich nur jeder leidlich befindet. Patient bleibt also jeder, nur immer einer mehr wie der andere. Gott gebe nur, daß epidemische Seuchen und Hauptkrankheiten immer seltener werden, und sich künftighin weniger Quacksalber, dahingegen mehr wahre und brauchbare Seelenärzte einfinden mögen.

(g) Dieses Mittel mag allerdings unter die probaten gehören; allein der Gebrauch desselben sezt nur auf Seiten desjenigen, der von Schmeichlern um-

umgeben ist und es also anwenden soll, Gesundheit zum voraus. Ein Patient, welcher an der in diesem Abschnitt erwähnten Krankheit darnieder liegt, wird es wohl nicht anwenden. Und eben in Ansehung eines solchen wäre ein probates Mittel höchst erwünscht, da der Schade, den diese giftige Geschöpfe bey einem solchen anrichten können, ausserordentlich groß ist.

(h) Der Verfasser giebt uns hier Gelegenheit zu einer Anmerkung, die wir, da sie sich hauptsächlich auf unsere neuern Zeiten bezieht, nicht gerne vorenthalten möchten. Unsere Zeiten heißen, wie bekannt, die aufgeklärten und gleichwohl haben wir in diesen so wenig Ueberfluß an wahren Weisen als in jeden andern, die nicht mit einer so stolzen Benennung prangten. Haben je die Menschen Kinderlaunen und Neigung zum Tändeln und Spielen geäussert, so ist es gewiß in diesem Jahrhundert und zwar vorzüglich in der lezten Hälfte desselben geschehen. Bey allen diesen Schwachheiten und kindischen Wesen hegt man, nach dem Ausdruck des Verfassers, einen wahren Truthahnstolz, der sich beson-

ders in einem heftigen Streben nach äusserm Prunk und Glanz zeigt. Alles will sich durch Moden, durch Galanterie auszeichnen und sich durch Putz das Ansehen eines so genannten Vornehmen geben.

Eigentlich ist freilich diese so allgemein gewordene Sucht zu glänzen, diese allgemeine Putz-Galanterie- und Modewuth nicht so wohl für ein sehr gefährliches und schädliches Uebel als vielmehr für eine bloße Thorheit anzusehen, und es ist im Grund höchst gleichgültig, ob man das Weib des Schneiders Frau oder Dame betittelt, ob sie ihre Blöße eben so wie eine Gräfin die ihrige bedeckt und ob die äussere Hülle eines Kaufmannspurschen eben so wie die eines Prinzen ist. Es konnte für eine, wenn auch nicht ganz unschädliche, doch aber unbedeutende Spielerey erwachsener Kinder gelten. Allein die Erfahrung hat doch einige sehr schädliche Folgen davon gezeigt. Und diese sind zu wichtig, als daß wir sie hier mit Stillschweigen übergehen sollten.

Eine der vorzüglichsten derselben ist diese: je mehr der äussere Glanz unter den Menschen zunahm, desto

mehr

mehr nahm der innere Werth derselben im allgemeinen ab. Man wendete nun zuviel Zeit und Mühe auf das Aeusserliche und zu wenig auf das Innerliche, machte jenes zur Haupt- und dieses blos zur Nebensache. Es kam nun nicht mehr auf die Beschaffenheit des Gehirns, sondern auf die Beschaffenheit der Frisur, nicht mehr auf den Werth und die Güte des Herzens, sondern auf den Werth und die Güte des Rocks und der Weste an, um sich bey Andern Ehrerbietung, Achtung und Bewunderung zu erwerben. Der größte Theil der Menschen bestand aus leeren gepuzten Puppen voll Stolz und Anmassung, die bey der größten Geistesarmuth für Leute von Werth und Wichtigkeit gelten wollten und es auch gemeiniglich bey dem großen Haufen wirklich galten.

Ferner sank denn auch dadurch der Werth wahrer Verdienste ungemein; die Sinnlichkeit nahm überhand und ein immer dichterer Nebel zog sich um die arme Vernunft der meisten Menschen herum. Der Mann von Werth und von Verdiensten mußte nicht selten dem gepuzten Thoren weit nachstehen und der Vernünftige,

nünftige, Soliddenkende wurde verachtet und verspottet, indem die gehirnlose Puppe Ehre und Ansehen genoß.

Eine dritte Folge war eine Zerrüttung und Unordnung sowohl im Allgemeinen als auch im Einzelnen. Man wendete alles an, um nur seine Neigung zu einem äussern Glanz zu befriedigen, und wo erlaubte Mittel nicht zureichen wollten, war man auf unerlaubte bedacht. Man stellte sich in Ansehung des Aufgangs höhern Ständen gleich, ohne ihnen in Rücksicht auf die Einnahme gleich zu seyn. Dadurch entstanden so viele zerrüttete Haushaltungen, giengen so viele Familien zu Grunde, daher kamen so viele Ungerechtigkeiten, so viele Diebstähle und Betrügereyen.

(i) Seneca weiß den Schrecknissen des Todes mit den schönsten, nachdrücklichsten Beruhigungsgründen zu begegnen. „Jedermann weiß es," sagt er unter andern, „daß er ganz gewiß sterben muß; und gleichwohl sucht man dem Tod zu entfliehen und zittert und weint, wenn er sich nahet. Handelt derjenige nicht sehr thöricht, der deswegen Thränen

nen vergleicht, weil er vor tausend Jahren nicht gelebt hat? Ein gleicher Thor ist der, welcher darüber weint, daß er nach tausend Jahren nicht mehr leben wird."

Ueberhaupt findet der denkende Kopf in den Schriften dieses Philosophen sehr viel Geistesnahrung, die, wenn man sie nur gehörig verdauen kann, Gesundheit und Stärke gewährt. Es ist kaum zu begreifen, wie der Zögling eines weisen Seneca ein Nero werden konnte. In wessen Händen würde man wohl die Erziehung eines künftigen Regenten lieber sehen, als in den Händen eines solchen Mannes? Und gleichwohl sahe Seneca seine Bemühung so wenig mit einem glücklichen Erfolg gekrönt, daß er vielmehr ein Ungeheuer erzog, welches unmenschlich genug war, Mörder an seinem eigenen würdigen Lehrer zu werden. Seneca starb, wie bekannt, im Bade, indem ihm auf Befehl des Kaisers Nero die Adern geöfnet wurden.

(k) Dieser Weise mag in gewisser Betrachtung wohl recht haben. Es fehlt unterdessen auch nicht an Beyspielen von sterbenden Monarchen, die dem

Tod

Tod muthig in die Augen sahen, und denen der Weg vom Thron ins Grab nichts weniger als fürchterlich vorkam. Auch in unsern Tagen haben wir dergleichen Beyspiele gesehen und bewundert. Einen Monarchen, der das Wichtige, das Unruh- Mühe- und Arbeitsvolle seines hohen Berufs kennt, der seine Pflichtenlast fühlt, der nicht sich, sondern seinem Volke zu leben sucht, kann die Annäherung des Todes unmöglich zittern machen; er ist Ende seiner steilen und schweren Laufbahn, und dieses kann ihm doch nicht Furcht und Schrecken verursachen? Auch selbst dem Tag der Rechenschaft wird er desto standhafter und hofnungsvoller entgegen blicken; je gewisser er ihn erwartete; je weniger er das Andenken an denselben aus seiner Seele verlor.

(1) Wie schwach und krank muß jener gesalbte Patient gewesen seyn, der das bekannte ede, bibe, lude, post mortem nulla voluptas zu seinem Wahlspruch machen konnte. Man sollte denken, daß demjenigen, der dieses wirklich glaubte, der sich wirklich eine solche trostlose, verzweiflungsvolle Vorstel-

stellung von dem Tod machte, der Appetit zum Essen und Trinken so wie die Neigung zum Spielen ganz und gar vergehen, daß ihm die Furcht vor dem Tod das ganze Leben verbittern müßte.

(m) Es ist wohl in vielem Betracht sehr gut, wenn Regenten das Andenken an den Tod nicht aus ihrem Herzen verlieren. Die Erinnerung an die Zeiten, wo sie nicht mehr seyn werden, kann ihnen die heilsame Wahrheit unter andern auch recht lebhaft vor Augen stellen, die Wahrheit nemlich, daß auch ohne sie ein Land regiert und in Ruhe und Ordnung erhalten werden kann. Die Erkenntniß dieser Wahrheit kann sie vor Stolz und Uebermuth bewahren und sie gegen ihre Unterthanen herablassend, leutselig und gütig machen, so wie sie ihnen auch zu einem Bewegungsgrund dienen kann, ihr wichtiges Regentamt so gut wie möglich zu verwalten und alle ihre Kräfte aufzubieten, um sich vor Andern rühmlichst auszuzeichnen und von ihren Nachfolgern nicht so leicht übertroffen zu werden.

(n) Je-

(n) Jemehr ein Regent seine Würde, seinen hohen Beruf mit Ehrfurcht zu betrachten gewohnt ist, desto mehr wird er auch die Wichtigkeit desselben erkennen. Und eine solche Erkenntniß ist sehr heilsam, nicht nur für den Beherrscher selbst, sondern auch für die Beherrschten. Eine wichtige Sache wird ein Vernünftiger unmöglich gleichgültig und leichtsinnig behandeln. Ein Regent, dem sein erhabener Beruf wichtig ist, wird sich auch Mühe geben, wird seine Kräfte anstrengen, ihn zu erfüllen.

II 456

vd18

ULB Halle 3
006 302 181

n.c

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-652190-p0101-4

Die vier mahl vier Zeichen

oder

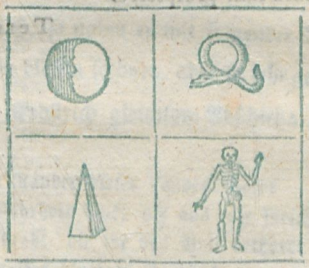
das Buch

über die

Krankheiten der Könige.

Ein Manuscript

in einer Chiffersprache gefunden, ins Hochteutsche übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen.



Viertes Quart.

Zu finden
in allen Europäischen Staaten und in der Asiatischen Türkey.
1795.

Farbkarte #13
B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Centimetres Inches
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-652190-p0103-5